

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 4

Artikel: 38 Millionenstädte auf der Welt

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tüchtige und reizende Frau, genau so, wie sie als Mädchen war. Etwas nachgiebiger ist sie geworden als früher, und das schadet gar nichts. Und sie hält Perleo für den schönsten und besten Mann der Welt. Was er seiner Mutter von Claudia erzählt, ist fast übertrieben, findet Claudia selbst. Aber sie lacht dabei vor Freude.

Natürlich sind sie nicht immer einerlei Meinung. Das wäre tödlich langweilig. Sie verstehen es aber, zweierlei Ansichten zu haben, ohne dabei die Serviette auf den Tisch zu schmeißen, den Mund zuzutneisen und hinauszulaufen, oder drei Tage nicht miteinander zu sprechen.

Hört einmal, was denkt ihr denn von den Beiden? Die haben sich erstens zu lieb. Zweitens sind sie gut erzogen. Drittens haben sie es gelernt, sich in der Gewalt zu haben, und viertens ist Jorinde da. Vor Jorinde sich zanken? Das nehmen sie nicht auf ihr Gewissen.

Jorinde! Ja, von ihr wird nun etwas gesagt werden müssen. Da gehen die Jahre vorbei und verschwinden wieder, kommen und gehen wie Wolken hinter den Bergen, und so ein Kindchen nimmt Liebe und gibt Freude, ist winzig klein, wächst, wird groß, und ist plötzlich ein Mensch mit Willen und eigenem Schicksal geworden. Nun, wie waren Jorindes Schicksale ge-
staltet? Das zu fragen ist noch viel zu früh.

Als sie vier Jahre alt war, lief sie der Familie fort, und man suchte sie mit Angst und Tränen, die in den Straßenstaub fielen, bis sie in ihrem roten Mäntelchen und mit ihren blonden, zerzausten Löcklein wieder auftauchte.

Später war die Schule ihr Schicksal. Das Muß kam. Es kam das: Du sollst! Es kamen die Beugnisse, es kam das Examen. Jorinde sollte auf Ostern in eine höhere Schule kommen. In Grammatik und andern Komplikationen fühlte sie sich nicht sattelfest. Blamieren wollte sie sich nicht. Was war da zu tun? Das war zu tun, daß sich die Zehnjährige aufmachte und ihren Lehrer aussuchte. Auf seine freundliche Frage, was sie denn für ein Ansiegen habe, bat sie vertrauensvoll, sie doch nicht die Dinge am Examen fragen zu wollen, die sie nicht wisse. Der Lehrer lachte und meinte, daß sie mit diesem Wunsch nicht allein stehe. Was sie denn nicht gefragt werden wolle? So in den Sachen vom Ablativ und Dativ, sagte Jo. Und was sie am besten könne? Gedichte sagen, erzählen. Und so sonderbar und freundlich waltete das Schicksal, daß die Ablativfragen genau eine Schülerin vor ihr eingestellt wurden und das Aufsagen von Gedichten begann. Da leistete nun Jo wirklich Beträchtliches, und Claudia, die in der ersten Reihe der Mütter saß, wurde mit Komplimenten überschüttet. Man riet ihr, Jo auszubilden zu lassen, es könne ein Beruf daraus werden, und die Kosten des Betriebes seien klein.

Die Tage flogen, die Wochen, die Monate, die Jahre. Jorinde verlor ihre runden Gliederchen und wurde mager, langbeinig, hübsch. Sie wurde ihren Jahren entsprechend trozig, überheblich, und ihre Meinungen standen felsenfest. Mit unmachbarlicher Kopfbewegung wußte sie ihrem Vater — oft genug nannte sie ihn Perleo — darzutun, daß heutzutage die Dinge eben anders beurteilt würden als damals in seiner Jugend.

„Wir sehen das anders an“, sagte sie. Unter dem „Wir“ verstand sie vor allem ihre Skifreunde und -freundinnen, ihre Schulkameraden und Altersgenossen. Alles in allem aber war sie ein kostlich kluges und ehrliches Geschöpf.

Daß Jorinde ein kostliches Geschöpf sei, fanden auch ihre Skifreunde. Sie wurde umschwärmt wie die Kirschblüten im Frühling. Und abends, wenn man nach den herrlichen Ski-

fahrten tanzte, mußte man die Namen ihrer Tänzer mit Kreide auf den Tisch schreiben, sonst hätte es Krakehl gegeben. Sie habe Jungs viel lieber als Mädchen, sagte Jo ohne weiteres. Aus Mädchen mache sie sich nichts, sie sei ja selbst eines.

Aber eines Tages, im Winter darauf, waren auch ihre Freunde nicht mit ihr zufrieden. Sie unterstanden sich ihr vorzuwerfen, daß sie vom Leben und seinen Nöten nichts wisse. Sie habe es zu gut. Sie lebe wie der Vogel im Hanffamen. Jawohl!

Jo war außer sich. Da sie vom Leben wirklich nichts wußte, konnte sie auch nicht wissen, daß die frechen Kerle recht hatten. Sie habe es zu gut? Wieso? Sie lerne, sie schinde sich ab mit der Schule und dem Gymnasium, sie tue, was sie solle, sie . . . Kurz, Jo schrie, daß sie nicht wisse, was den Buben eigentlich einfalle und daß sie, wenn sie wolle, sich ebensogut ihr Brot werde verdienen können wie sie alle, wenn sie älter sein werde und die Eltern es ihr erlauben würden. Sie werde in die weite Welt hinaus gehen und arbeiten. Wie, wisse sie noch nicht, es sei noch zu früh. Es erscholl unglaubliches Gelächter. Ob sie ihr nicht glaubten? Nein, sie glaubten ihr nicht. Gut, ich und leben wie ein Kanarienvogel? „Wenn ich nicht mehr so leben will, sagte Jo, so gebe ich's auf. Aber euch frage ich nicht.“ Jo war sehr böse.

„Und jetzt wird getanzt, und zwar tanze ich zuerst mit dir, du Kanarienvogel“, sagte der Alteste. Und so geschah es.

Fortsetzung folgt.

Spruch

An kranken Menschen weiß der Arzt Bescheid.
Wer aber wird die franke Menschheit heilen?

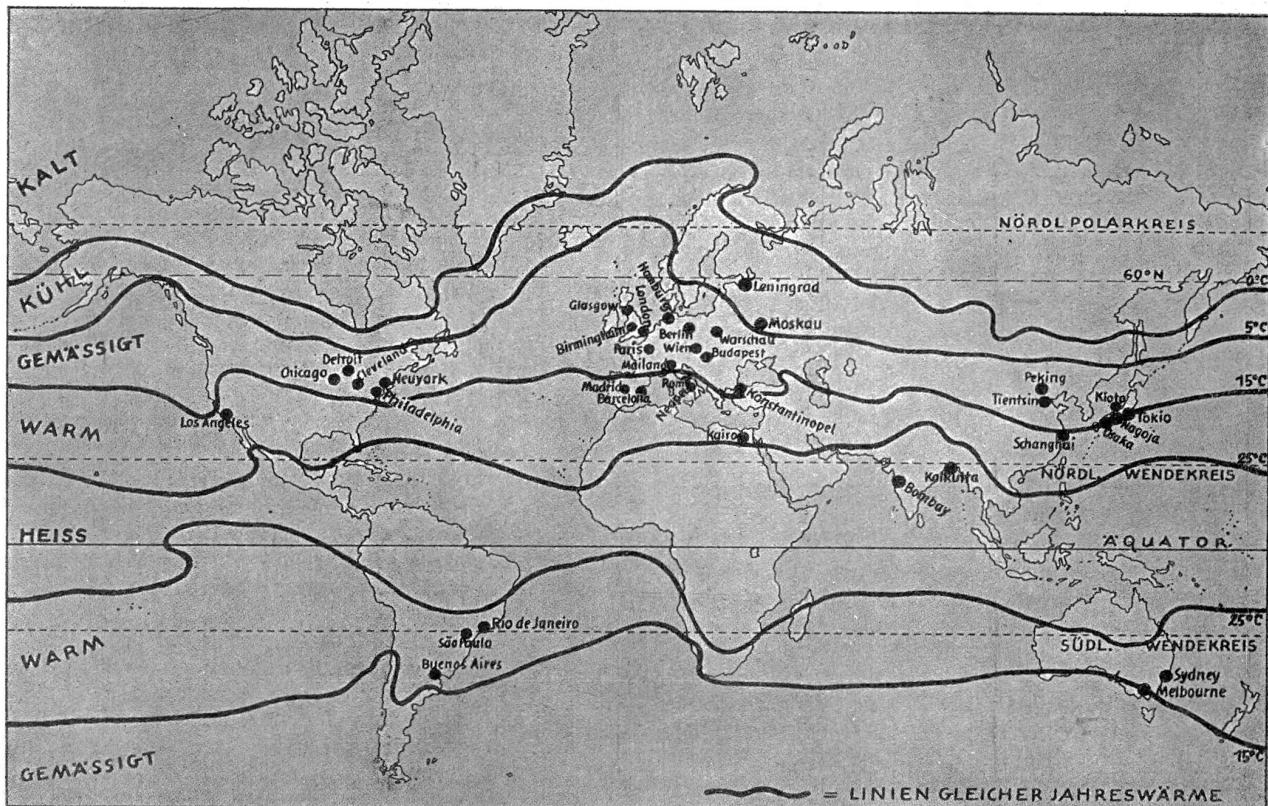
*

38 Millionenstädte auf der Welt

Noch vor 50 Jahren konnte man die Anzahl der Millionenstädte der Erde an den Fingern einer Hand abzählen. Heute sind es ihrer schon 38, wahrscheinlich schon mehr, denn die Zusammenballung der Menschenmassen in Großstädten geht in einem unglaublich raschen Tempo vor sich. Wenn diese Wohnekonzentration mit der Beschleunigung der letzten zwei Jahrzehnte sich vollzöge, müßte in 50 Jahren die ganze Menschheit in Millionenstädten zu suchen sein. Zum Glück wirken dieser Entwicklung auch retardierende Kräfte entgegen. Doch seien hier zunächst die Gründe des Städtewachstums erwähnt.

Der wohl wichtigste Grund ist die fortschreitende Technisierung der Produktion und des Lebens überhaupt. Der Zwang zur Rationalisierung und Mechanisierung geht von unserem zinssuchenden Kapital aus. Das wendet sich vorab den Unternehmungen zu, die dem Kapital am meisten Profit in Aussicht stellen. Das ist dort der Fall, wo die teure Menschenarbeit weitestgehend durch billige Maschinenarbeit ersetzt ist. Die Technik kommt dieser Tendenz natürlich gerne entgegen, und sie erstellt dem Kapital jede gewünschte durchrationalisierte Fabrik anlage. Die Produktion wächst in dem Maße, wie sich die Maschinen vervollkommen.

Große Fabrikzentren aber haben den Massenverbrauch für ihre Produkte zur Voraussetzung. Den garantiert am besten die Großstadt mit ihren Menschenmassen. Das mit der Industrie verbundene Kapital setzt alles daran, den Zufluss zur Großstadt zu fördern, weil dadurch die Profitrate der in den Produktionsapparat investierten Kapitalien vergrößert wird. Neues Geld wird durch die Gewinnchancen angezogen, neue Fabriken und Verkaufsgeschäfte entstehen, und diese locken wieder neue Siedler an. Die Folge wird zur Ursache und umgekehrt: die Schlange, die sich in den Schwanz heißt.



Wir erkennen dabei nicht, daß die Grundvoraussetzung dieses Vorganges die menschliche Natur ist mit ihrem Bestreben, sich ein möglichst bequemes und genügsames Leben einzurichten. Die Großstadt lockt die Menschen mit Licht und Glanz zu sich heran und verspricht ihnen in tausendfältiger Reklame, durch ihre Warenhäuser, Theater, Kinos, Restaurants und Konzertsäle die Seligkeit auf Erden. Dass die Großstadt auch ihre Schattenseiten hat, merkt der Gutmüthige erst, wenn sie ihn eingefangen und zu ihrem Arbeitsknecht gemacht hat.

In den letzten Jahren haben Bestrebungen eingesezt, die Riesenstädte aufzulockern und die sinn- und planlose Zusammenballung der Menschenmassen in ein geordnetes hygienisches Siedeln auf dem Lande umzuwandeln. Die technischen Grundlagen dazu wären in den vervollkommenen Verkehrsmitteln (Auto, Schnellbahn, Flugzeug) vorhanden. Es brauchte nur der Besinnung und der politischen Einsicht der Völker, und man würde der Hypertrophie der Städte bald Meister.

*

Wie sind nun die Millionenstädte auf der Erde verteilt? Darüber gibt unsere Karte Aufschluß. Ihrer 17 liegen in Europa. Es sind die alten Weltstädte: London, Paris, Berlin und Wien. Dazu sind in neuerer Zeit gekommen: Hamburg in Deutschland, Rom, Neapel und Mailand in Italien, Glasgow und Birmingham in England, Madrid und Barcelona in Spanien, Budapest in Ungarn, Konstantinopel in der Türkei, Warschau in Polen und Leningrad und Moskau in Russland. Zu bemerken ist, daß das evakuierte Madrid heute und wohl für lange Jahre aus der Zahl der Millionenstädte auscheidet, und daß Konstantinopel, das durch die Verlegung der türkischen Residenz nach Angora viel von seiner Bedeutung eingebüßt hat, kaum schon die Millionengrenze wieder erreicht hat. Auch Leningrad, das alte Petersburg und Moskau haben durch den Weltkrieg und den Bürgerkrieg eine Entvölkerung

unter die Millionengrenze erfahren, haben dann aber rasch wieder aufgeholt. Sie sind heute volksreicher denn je zuvor, Leningrad mit etwa 2, Moskau mit 2,5 bis 3 Millionen Einwohnern.

Die weitaus größte europäische Stadt, die zweitgrößte der Erde, ist immer noch London mit 8,2 Millionen, wenn die Wohnbevölkerung des Polizeibezirks London gezählt wird, mit über 9 Millionen sogar, wenn auch die Menschen eingerechnet werden, die ihren Verdienst in London finden, aber abends in ihre Wohnstätten außerhalb des Stadtbezirks fahren.

Von den übrigen 21 Millionenstädten liegen 9 in Asien, 2 in Australien, eine in Afrika, 6 in Nord- und 3 in Südamerika. Augenfällig ist die Massierung der Millionenstädte im durch-industrialisierten Japan. Osaka gilt mit 2,5 Mill. Einwohnern als die größte Stadt Japans. Doch ist die Hauptstadt Tokio noch einmal so groß, wenn wir die eingemeindeten zehn Vorstädte hinzurechnen. Sie zählt dann 5,2 Mill. Einwohner.

Die größte Stadt der Welt ist unbestritten New York. Ohne die umliegenden Trabantenstädte umfaßt die Stadt sieben Millionen Menschen; Groß-Neu York, d. h. der Siedlungsraum einschließlich der zwölf einverleibten Vorstädte zählt rund 11 Millionen Menschen. Das ist eine Volksmasse, die größer ist als die Gesamtbevölkerung von Schweden (6,2) und der Schweiz (4,1) oder die von Dänemark (3,6), Finnland (3,7), Estland (1,2) und Litauen (2,5) zusammen. Nach den Nationalitäten, die diese 11 Millionen zusammenmachen, betrachtet, wäre Neu York die viertgrößte deutsche Stadt, die größte jüdische und die größte irische Siedlung der Welt. Auch wohnen in Neu York mehr Italiener als in Rom. Dazu kommen an die 200 000 Neger, Tausende von Chinesen, Japanern, Malaien neben Vertretern aller nur denkbaren Völker und Rassen.

H. B.